

Inhalt

In Anbetracht der Dinge (Vorbemerkung)	4
Glascontainer	6
Urlaubsfoto	7
Amaryllis	9
Personalausweis	10
Piercing	12
Markiernadel	14
Hummel	16
Eszett	17
Ohropax	19
Lidstrich	21
Büroklammer	22
Schnittwunde	24
Kirschen	26
Geschnetzelt	28
Haushaltsgegenstand	30
Maus (PC)	32
Hoden	34
Taschenmesser	36
Margarine	38
Kugelschreiber	40
Fernbedienung	42
Esslöffel	44
Verpackungsschachtel	46
Buch	49
Wasserflasche	52

Händedruck	54
Frühstücksbrett	56
Kulturbeutel	58
Schuhe	60
Tastatur (Keyboard)	63
Früchteschale	65
Kleiderbügel	67
Plastiktragetasche	69
Skateboard	71
Geschirrtuch	73
Zeitung	75
Rucksack	77
Geschenkpapier	79
Rücken	81
Stuhl	83
Mülltonne	87
Windschutzscheibe	89
Bett	91
Lesestoff	93
Küchentisch	94
Grabstein	96
Kabelverzweiger	98
Speer	100
Fahrkartenautomat	102
Sonnenschirm	103
Ringermatte	105
Kinofoyer	108
Nahverkehrszug	110
Windrad	113
Wettersatellit	115
Ball	118
Liebe zur Sache.	
Versuch über Dinge (Nachwort)	125

In Anbetracht der Dinge *Vorbemerkung*

Wie leben wir? Wie sieht es aus, unser Dasein inmitten unzähliger Gegenstände?

Mögen uns zu allererst auch Menschen berühren, ihre Abneigung und Zuneigung – gerade an den Dingen zeigt sich, *auf welche Weise* wir mit einander umgehen. Unser Zusammenleben spielt sich ab in einer Welt der Dinge. In ihr behandeln wir Kugelschreiber und Stuhl, Geschirrtuch und Keyboard zwar als nützliche Werkzeuge, aber wir beleben sie auch, indem wir sie wertschätzen und pfleglich behandeln, häufig sogar an ihnen hängen.



Dinge wirken auf uns ein. Sie besetzen einen eindrücklichen Platz im Gedächtnis. Ohne sie uns vorsätzlich merken zu müssen, tragen wir sie zeitlebens mit uns herum. Ihr Bild bleibt uns vor Augen. In der Erinnerung an die Schultasche, an ein luftiges Sommerkleid, an den ersten Gebrauch-Pkw werden wir fähig, unsere persönliche Geschichte festzumachen.

Gleichwohl sind Dinge keineswegs nur die Spiegel, in denen wir uns reflektieren. Wir benutzen sie ja Tag für Tag und sind fortwährend dabei, sie unseren Erfordernissen anzupassen – ohne zu ahnen, wie sehr wir umgekehrt auch ihnen angepasst werden.



Zwar ist es nicht außergewöhnlich, dass Gegenstände uns gleichgültig lassen, dass sich unsere Wahrnehmung ihnen gegenüber abnutzt. Dann genügt ausgerechnet ein Missgeschick, ein Defekt, und schon treten sie aus unserer Gewohnheit und ihrer Gewöhnlichkeit heraus. Oder sie rufen bei Freunden, die uns besuchen, Erstaunen und Neugier hervor. Plötzlich werden wir dann der Sachen bewusst und vor die Frage gestellt, wie wach und aufmerksam wir mit ihnen leben.



Dieses Buch lädt Sie ein, auf die Dinge achtzugeben, sozusagen in ihnen zu lesen. Gewiss haben Sie gute Gründe anzunehmen, viele der hier hervorgehobenen Gegenstände bereits zu kennen. Doch liegt es in der Natur der Sachen, dass sie wohl kaum erschöpfend erfasst werden können. Mit Definitionen allein, womöglich einer einzigen, sind sie nicht zu packen. Jeder Mensch behandelt sie anders, macht andere, eben seine Erfahrungen mit ihnen und bringt seine Fähigkeiten, seine Beurteilungen und Vorlieben in sie ein.

Dinge verbinden uns. Jeder Gegenstand enthält die Tätigkeit von anderen Menschen – nicht nur von denjenigen, die ihn hergestellt und uns übermittelt haben, sondern auch von denen, die mit ihm lebten und noch leben, leben werden. Dinge sind uns gemeinsam. Dies sogar dann, wenn sie uns unverständlich bleiben, wenn sie ihre Eigenheit behaupten und sich mitten im Allzubekanntem überraschend als Unbekannte, nicht immer Begreifliche zeigen.



Was also hat es mit Dingen auf sich, was geschieht mit uns, wenn wir einem Fahrkartenautomaten gegenüberstehen oder den Kleiderbügel benutzen oder auf die Knöpfe der Fernbedienung drücken? Was geschieht, wenn ein Ball uns anlockt, zugleich aber aus den Händen springt? Dinge sind unerschöpflich. In ihnen können wir uns entdecken.

Glascontainer

Wie heiter klirrt und klingelt es auf dem Gang zum Container, wenn die von ihren Inhalten befreiten und erst dadurch klingenden Gläser noch einmal untereinander anstoßen.

Und wie froh sind wir, die leergetrunkenen Flaschen, ausgelöffelten, ausgekratzen, ausgespülten Gefäße, die sich seit Tagen neben dem Kühlschrank versammelt und dafür ihren Platz beansprucht haben, endlich los werden zu können. Gutgelaunt und mit emphatischem Schwung schmeißen wir jedes einzelne Stück durch die schwarze gummiumrandete Öffnung.

Enttäuschend nur, wenn das Objekt drinnen bloß kollert und zwischen anderem Glas verrollt oder gar, wurde der Behälter unlängst geleert, resonanzlos und dumpf auf den Boden fällt. Was für ein stiller Jubel hingegen, wenn der gläserne Gegenstand drinnen in dem geheimnisvollen Bauch tatsächlich zerspringt – ein kurzer, heller, überlauter Knall, der unsere Hörorgane für einen nachhaltigen Moment auf sich lenkt.

Das ist jedesmal Polterabend. Nicht nur der frohe Abschied von unbrauchbaren Gefäßen, sondern auch das Ende eines alten vollgestellten Lebensabschnitts und der Beginn eines offenen neuen, den der freie Platz neben dem Kühlschrank nun verspricht.



Wieder einmal haben wir uns der überflüssigen Gegenstände entledigt. Zugleich haben wir sie der homogenen Rohstoffmasse zugeführt, aus der neue, keineswegs überflüssige Glassachen entstehen.



Was für ein silbriges Rauschen durchschallt endlich den Stadtteil, wenn der Fahrer des Lastwagens den Container am Kran in die Höhe hebt und das ganze weißschimmernde Konglomerat was-

serfallartig herabstürzen lässt. Allein durch das eigene Gewicht zerkleinert sich das Glas in winzige Scherben und nimmt damit in kaltem Zustand schon seine künftige heiße Verflüssigung vorweg.

Urlaubsfoto

Eher matt als glänzend. So liegen sie in der geöffneten Schachtel.

Herausgenommen aber aus ihrer dunklen Gruft richten sie sich plötzlich auf und stehen vor uns in der prallen Sonne, Füße im Sand, in Hüfthöhe ihre Kameras.

Stumm blicken sie zu uns herüber. Einer von ihnen hebt winkend die Hand. Nichts aber von dem, was sie gesagt, gewitzelt haben, ist mit aufs Bild gekommen. Zu hören ist von ihnen nur dieser Knacklaut, der entsteht, wenn der steife Fotokarton beim Weitergeben aus seiner Wölbung gedrückt wird.



Eben haben sie noch hinaus aufs Meer geschaut. Den Strand entlang, der sich da zwischen der Dünung und der Uferstraße hinzieht bis zu dem verschachtelten Hafentort, hinten am Ende der Bucht. Aber jetzt, gerufen vom Fotografen, haben sie ihren Oberkörper herumgedreht, sich uns zugewendet. Nun sehen sie her, hierher zu uns, zehn Breitengrade weiter nördlich, eine knappe Armlänge entfernt.

Eben noch haben sie, die Objektive links- und rechtsherum drehend, dem Halbrund der Meeresbucht zur nötigen Tiefenschärfe verholfen. Haben versucht, das über ihnen aufgehäufte Blau und hier vorn die irrsinnig roten Bougainvilleablüten richtig zu belichten. Versucht, den Bildwinkel so zu weiten, dass ein Stück von dem steilen Felsgebirge mit draufkommt. Haben sich in diesen Landstrich hineingezoomt.

Doch nun sind sie überrascht worden, herausgerissen aus ihrer fotografischen Aneignungswut. Sind einfach umgedreht und festgehalten, selbst zum Motiv gemacht worden.



So stehen sie also im schwarzen Fußbad des eigenen Schattens. Lassen sich und uns Zeit. Denken gar nicht daran, wieder abzu-drehen oder aus dem Foto zu laufen. Bereitwillig haben sie ihre Körper auf die zwei Dimensionen des Fotokartons reduzieren lassen, überziehen lassen mit einer dünnen, matten Kunststoffhaut. So können wir ihnen nicht zu nahe kommen, höchstens mit ein paar Fingerabdrücken.

Und weil sie überhaupt nichts sagen, wenden wir ihre abgeflachten Leiber noch einmal um. Da hat ihnen jemand mit Bleistift den Urlaubsort auf den milchweißen Rücken geschrieben.



Je länger sie zu uns herüberstarren, desto eindringlicher fordern sie, ebenfalls angeschaut zu werden. Nicht leicht, ihrem Blick standzuhalten. Nicht leicht auch, den Blick von ihnen abzuwenden. Ohne ein Wort, ohne einen Ruf winken sie uns durch den Mattglanz der Fensterscheibe aus Kunststoff unaufhörlich zu. Und auch wir sind in der Betrachtung inzwischen verstummt.



Freilich, ihr plötzlicher Herumschwenk hat gar nicht uns gegolten. Wohin eigentlich haben sie geschaut? Wirklich nur zum Fotografen? In sein verzerrtes, vom Apparat halb verdecktes Gesicht, ein Auge hinter dem Sucher, das andere überflüssige Auge zugekniffen?

Während wir sie bis in die Hautfalten und das Mienenspiel hinein begutachten können, vermochten sie uns – wie auch sonst alles, was sich hinter ihrem Fotografen aufgetan hat – nicht einmal zu ahnen. Für sie befinden wir uns in der fernen, ihnen ganz gleichgültigen Zukunft und haben überhaupt noch kein Gesicht.



Ihnen hat es genügt, sich im Fotografiertwerden zu sonnen.

Ein Klickaugenblick, und schon sind sie eingesogen worden von der überlichtigen südlichen Helle, genauso eingesogen wie der Küstenort, die Bergwand, der Blütenstrauch. Nur ein Hundertstel Sekunde, schon haben die Aufgenommenen ein für allemal bewiesen, tatsächlich dortgewesen zu sein.

Später, in langen wolkenverhangenen Winterhalbjahren, werden sie ihr eigenes Dagewesen sein weniger und weniger glauben

können. Dann sind sie auf den fotografischen Beweis angewiesen. Mit seiner Hilfe werden sie sich selbst immer wieder um diesen Urlaub beneiden, lebenslang.

¶

Denkbar, dass Eine von uns jemanden auf dem Urlaubsfoto wiedererkennt: sich selbst. Ein riesiger Zeigefinger, groß wie die ganze Person, zeigt auf die mollige Hübsche dort in der Mitte der Gruppe.

Zwei Frauen, die eine kaum älter als die andere, schauen sich eine Weile prüfend in die Augen. Es sind dieselben Augen, die sich da ansehen, nur durch ein paar Sommer getrennt. Sie sind solange ineinander vertieft, bis unsere Betrachterin in der allzu gut Bekannten von damals eine Unbekannte entdeckt.